

DROWN

Der Himmel war bewölkt. Selten konnte das Licht der Sterne die Wolkenschicht durchbrechen. Die Luft schmeckte salzig und war stechend kalt. Ein leichter Nieselregen verschleierte meine Sicht.

Ich zitterte vor Kälte. Meine Hände waren rot und taub.

Doch trotzdem stand mir der Angstschweiß auf der Stirn.

Meine dünne Windjacke war bereits von den hereinschwappenden Wellen durchnässt worden. Meine Haut brannte.

Ein Kind neben mir weinte und hatte sich wohl in die Hose gemacht. Es stank.

Der weite Ozean, der sich um mich herum erstreckte, wirkte gefährlich und schimmerte düster. Immer wieder wurde das überfüllte Schlauchboot, in dem ich saß, von Wellen zum Schaukeln gebracht.

Immer öfter hörte ich wie einer der anderen Menschen erschrocken schrie.

Immer wieder drohte das gelbe Schlauchboot zu kentern.

Vor Angst krallte ich mich noch fester in den Stoff meiner nassen Jeans und kauerte mich noch enger zusammen.

Ich will nach Hause. Ich will zurück zu meiner Familie. Zurück zu meinen Freunden. Zurück in meine Heimat.

Der Schmerz breitete sich in meinem ganzen Körper aus, als ich an mein Land dachte. Wie eine bittere, zähe Maße wurde ich von ihr erfüllt. Konnte kaum noch atmen. Wurde erstickt.

Stumme Tränen liefen mir über meine kalten Wangen, vermischen sich mit Speichel und den Regentropfen auf meinem Gesicht.

Eine Welle, die mit voller Kraft gegen das Boot schlug, riss mich zurück ins Hier und Jetzt.

Das salzige Wasser schmeckte nach totem Fisch, nach Dreck und Verwesung.

Einige Frauen fingen an zu schreien.

Die Männer, die seit über zwei Stunden versuchten uns auf Kurs zu halten, brüllten einander hektische Befehle zu.

Ein Kind schrie.

Noch eine Welle traf das Boot. Sie schleuderte mich von meinem Platz auf die andere Seite des Bootes. Ich riss zwei Frauen zu Boden.

Eine weitere Welle überrollte mich. Eine Panikwelle.

Ich versuchte mich aufzurappeln, doch immer wieder rutschte ich mit meinen tauben und nassen Handflächen ab.

Einer der Männer packte mich am Oberarm, riss mich hoch und schrie mich an. Er hatte eine feuchte Aussprache und ich verstand nichts.

Eine kleine Schneeflocke vor meinen Augen und ein frostiger Windstoß ließ mich noch mehr zittern als zuvor.

Ich versuchte mein Gleichgewicht zu finden, doch schon wieder schwankte das Boot. Kräftiger diesmal.

An den Seiten lief Wasser herein. Immer mehr schaukelte es. Ich stolperte über das Deck. Mir wurde übel. Rempelte die anderen an. Wurde angerempelt.

Es kam mir fast so vor als würde das Meer mit uns spielen. Wie die Katze mit der Maus.

Ich schrie. Wie alle anderen um mich herum. Warum hörte uns niemand?

Eine letzte Welle traf das Schlauchboot von der Seite. Wir kippten. Wir kenterten.

Das eisige Meer schlug über mir zusammen, drückte meinen Kopf unter Wasser, raubte mir den Atem.

Wie Nadeln bohrte sich die Kälte tief bis in meine Knochen.

Panisch schlug ich um mich. Versuchte meinen Kopf über Wasser zu halten.

Eine Frau unweit von mir entfernt, strampelte wie verrückt und ruderte wild mit den Armen.

Ihre Hand traf mich im Gesicht. Ich wurde erneut untergetaucht.

Das Meerwasser drang in meine Nase und meinen Mund. Der widerliche Geschmack nach Salz und Tod ließ mich würgen und husten. Doch ich bekam keine Luft. Stattdessen schluckte und atmete ich mehr von diesem Wasser. Tief in meine Lunge.

Mit aller Kraft strampelte ich und versuchte mich an die Wasseroberfläche zu kämpfen. Doch es brachte nichts. Meine schweren Kleider zogen mich runter. Leisteten Widerstand.

Immer stärker versuchte ich nach oben zu schwimmen, doch genauso stark zog es mich in Richtung Meeresboden.

Mein Körper versuchte panisch Luft zu bekommen, doch es gelangte immer nur noch mehr Wasser in mich.

Ich ertrank.

Als ich das realisierte, hörte ich auf zu kämpfen. Stattdessen schaute ich resigniert zur Wasseroberfläche hinauf. Der Mond hatte die Wolkenwand durchbrochen. Es wirkte fast so, als würde er mich anlächeln.

Die Farbe des Meeres war gar nicht so düster und kühl, wie ich vorher geglaubt hatte. Es schimmerte in dem gleichen dunklen Blau, in dem auch das Kopftuch meiner Freundin geschimmert hatte.

Es war meine Lieblingsfarbe.

Ich spürte, wie ich immer weiter nach unten in die Tiefe gezogen wurde.

Ich würde nach Hause kommen. Zu meiner Familie und meinen Freunden.

Als ich die Augen schloss, lächelte ich.

Auch wenn es um mich herum schwarz wurde, wurde es in mir drin hell.

Geschrieben von

Corinna Uebigau – 10c